

wird für jedes einzelne deutsche »Schutzgebiet« die ärztliche Versorgung und ihre Institutionalisierung z. B. in Form von Hospitälern untersucht. Auch die Seuchenbekämpfung, die Gesundheitsfürsorge beim Plantagen- oder Bahnbau und die Krankenpflege durch Missionen wird berücksichtigt. Schließlich wird ein Ausblick auf die Rolle der Medizin im Dienste des Kolonialrevisionismus von 1919 bis 1945 geboten.

In Methode und Darstellung ist die Untersuchung somit recht konventionell gehalten. Gewünscht hätte ich mir weniger Details, dafür aber einen originellen, vor allem vergleichenden Zugriff auf die Quellen. Dieser und ein sorgfältigeres Lektorat hätten vermutlich auch die zahlreichen Wiederholungen und syntaktischen Fehler vermieden. Bedauerlich ist das Fehlen von Leitfragen, die die Interpretation hätten präzisieren können; die Analyse bleibt sehr allgemein. So werden lediglich die Parallelen zwischen dem rassehygienischen Diskurs des Kaiserreichs und dem der nationalsozialistischen Herrschaft herausgestrichen. Aber eine rassehygienische »Aufartung« der »schwarzen Rasse«, um sie u. a. ökonomisch ausbeutbarer zu machen, wie sie z. B. der Kameruner Regierungsarzt Ludwig Külz 1911 postulierte (S. 65 f.), widersprach jeder nationalsozialistischen rassenpolitischen Programmatik. Nur am Rande streift der Verfasser die indigenen Heilmethoden, was thematisch durchaus verständlich ist, jedoch den Eindruck erweckt, als habe in den Kolonien erst mit der Herrschaft der Weißen eine »Gesundheitsversorgung« eingesetzt. Trotz dieser Einschränkungen informiert das Buch solide und faktenge sättigt über ein vernachlässigtes Thema der deutschen Kolonialhistoriographie.

*Birthe Kundrus, Oldenburg*

Anna Davin, *Growing Up Poor. Home, School, and Street in London, 1870–1914*, Rivers Oram Press, London 1996, 300 S., geb., 19,95 £.

Mit dem vorliegenden Buch wird die englische Literatur zur Sozialgeschichte von Kindheit und Jugend, ohnehin ein florierender Zweig der englischen Geschichtsforschung, um ein weiteres Exemplar bereichert. Daß es tatsächlich eine Bereicherung darstellt, liegt an der Entscheidung der Autorin, zum einen so weit wie möglich die Perspektive von »unten« einzunehmen und das Alltagsleben der Kinder in den Mittelpunkt zu stellen, und zum anderen den »gender«-Aspekt zu einer maßgeblichen Fragestellung zu machen und dabei den Mädchen durchgängig den Vorrang vor den Jungen zu geben (ein Aspekt, der es durchaus verdient hätte, schon im Titel erwähnt zu werden). So unterscheidet sich Davins Buch von anderen einschlägigen Veröffentlichungen der letzten Jahre, die sich – wie schon die zeitgenössische Literatur – ausschließlich oder überwiegend mit dem männlichen Teil der Bevölkerung befassen (siehe z. B. Michael J. Childs, *Labour's Apprentices: Working-Class Lads in Late Victorian and Edwardian England*, London 1992), oder die vorrangig die Ebene des Diskurses und der Sozialpolitik thematisieren (Harry Hendrick, *Images of Youth: Age, Class and the Male Youth Problem 1880–1920*, Oxford 1990; Hugh Cunningham, *The Children of the Poor in England: Representations of Childhood Since the Seventeenth Century*, Oxford 1991). Hinzukommt, daß sich Davin ausschließlich auf die Lebensphase der Kindheit von der Geburt bis zum Alter von ca. 14 Jahren konzentriert. Als Quellenbasis spielen sowohl das Material staatlicher und kommunaler Behörden und zeitgenössische Publikationen einschließlich der »Klassiker« der englischen Sozialforschung, Henry Mayhew und Charles Booth, eine wichtige Rolle als auch Autobiographien und Interviews, wobei das Buch hier von der Existenz umfangreicher Oral History-Archive profitieren konnte. Das Ergebnis ihres umfangreichen Quellenstudiums ist ein detailgenaues, lebendiges und differenziertes Bild des Alltagslebens der Londoner Unterschichtkinder.

Davin thematisiert drei zentrale Aspekte dieses Alltagslebens: Wohnen und Familienleben, Schule und Arbeit. Bei der Schilderung der Wohnverhältnisse wird das durchgängige Anliegen der Autorin deutlich, der in den meisten zeitgenössischen Quellen vorherrschenden Verurteilung der Lebensverhältnisse der Unterschichten eine verständnisvollere und positivere Bewertung entgegenzusetzen, ohne diese zu idealisieren. Dafür bietet gerade das Interviewmaterial einige Ansatzpunkte, z. B. wenn das Bemühen der Familien geschildert wird, trotz beengter Wohnverhältnisse Anstand und Scham aufrechtzuerhalten, oder wenn es um die engen nachbarschaftlichen Netzwerke gegenseitiger Hilfe geht, die es ermöglichten, viele Krisen ohne Inanspruchnahme der ungeliebten Armenfürsorge zu überstehen. Zu den überzeugendsten Passagen gehört die differenzierte Erörterung des in der englischen Sozialgeschichte der Unterschichten so zentralen Begriffspaares »rough« und »respectable«. Zum respektablen Teil der Nachbarschaft zu gehören, war das Ziel der meisten Familien, auch wenn sie die unklaren Grenzen unterschiedlich definierten. Die Art und Weise der Kindererziehung, die Grenzen zwischen erlaubtem und verbotenem Verhalten, Kleidung, Spiel und Arbeit waren ein entscheidendes Feld, auf dem dieses Streben nach Respektabilität ausgetragen wurde. Indem mehr Wert auf elterliche Kontrolle, auf saubere Kleidung, pünktlichen Schulbesuch etc. gelegt wurde, nährte sich die Kindheit in respektablen Unterschichtsfamilien dem bürgerlichen Kindheitsideal der behüteten Kindheit an. Das Streben nach Respektabilität und die damit verbundene Abgrenzung von der weniger respektablen Umgebung setzte jedoch größere materielle Ressourcen voraus und konnte dann nachteilige Folgen haben, wenn nachbarschaftliche Hilfe nicht mehr selbstverständlich in Anspruch genommen wurde. Da mit der bürgerlichen Respektabilität eine Akzentuierung »weiblicher« Verhaltensnormen verbunden war, konnte es für Mädchen auch eine erhebliche Einschränkung ihrer Bewegungsfreiheit und ihrer Spielgewohnheiten bedeuten.

Die Durchsetzung der erst 1870 eingeführten Schulpflicht und der Alltag in den kommunalen Schulen ist das zweite und besonders intensiv behandelte Thema. Davins besonderes Interesse gilt hier den geschlechtsspezifischen Aspekten der anfangs unvollkommenen Durchsetzung der Schulpflicht, die auch durch statistisches Quellenmaterial exakt rekonstruierbar ist. Obwohl Mädchen deutlich öfter als Jungen dem Unterricht fernblieben, wurde ihr Fehlen nicht wie bei den Jungen als Schulschwänzen interpretiert und seltener sanktioniert, sondern vielmehr als Folge ihrer häuslichen Verpflichtungen insbesondere als Aufpasserinnen der kleineren Geschwister entschuldigt. Der andere von Davin hervorgehobene Aspekt der neuen Schulpflicht ist die disziplinierende und zivilisierende Wirkung, die die Schule als Agentur der dominanten bürgerlichen Kultur auf Kinder der Unterschichten ausübte. Wie neue Standards der Reinlichkeit und des Benehmens von den Lehrerinnen auf die Schülerinnen übertragen und schließlich in vielen Unterschichtsfamilien befolgt wurden, wird höchst konkret und anschaulich geschildert. Auch beim Thema Kinderarbeit, dem dritten Hauptaspekt, eröffnet die geschlechtsspezifische Analyse eine zusätzliche Dimension, da der Blick von der sonst ausschließlich wahrgenommenen Erwerbsarbeit auf die vielen Tätigkeiten der familiären Reproduktionsarbeit erweitert wird, in die Mädchen stärker eingespannt waren als ihre Brüder.

In einer recht knappen Zusammenfassung hebt Davin auf den Wandel der Kindheits Erfahrungen zwischen 1870 und 1914 ab, den sie als Resultat sowohl eines steigenden Lebensstandards als auch einer verstärkten staatlichen Intervention in die Unterschichtsfamilien sieht. Die aufsichtslosen und oft auch elternlosen Straßenkinder, die noch in den 1870er Jahren das Erscheinungsbild der Londoner Armenviertel mitprägten, waren zu einer Ausnahme geworden. Daß dafür auch der Ausbau des Zwangserziehungswesens verantwortlich war, wird nur am Rande erwähnt. Auf der Negativseite dieses Zivilisationsprozesses bilanziert Davin die zunehmenden Beschränkungen des kindlichen Verhaltens, von denen besonders die Mädchen betroffen waren. Auch wenn manche Aspek-

te gar nicht oder nur am Rande Erwähnung finden – zu denken wäre etwa an die Rolle der Väter in der Kindererziehung, an die Bedeutung der Sonntagsschulen und anderer freier Wohlfahrtseinrichtungen oder an die Rolle des Kinos, das nach der Jahrhundertwende zu einem Massenvergnügen gerade der Kinder wurde – handelt es sich bei Anne Davins Buch um einen fundierten und zudem in ungewöhnlich klarer Sprache verfaßten Beitrag zur Sozialgeschichte der Kindheit. *Dietrich Oberwittler, Freiburg*

Derek Birley, *Playing the Game. Sport and British society, 1910–1945*, Manchester UP, Manchester etc. 1995, 240 S., kart., 14,99 £.

Im dritten Band seiner breit angelegten Geschichte des Sports in Großbritannien thematisiert Sir Derek Birley die Entwicklung des Sports vom Ende der Ära Eduards VII. bis 1945. Wie schon in den beiden vorausgegangenen Bänden (»Sport and the Making of Britain« sowie »Land of Sport and Glory. Sport and British Society 1887–1910«) geht auch seine jüngste Darstellung weit über das eigentliche Thema hinaus. Es ist im Grunde eine britische Gesellschaftsgeschichte, paradigmatisch dargestellt anhand des Sports. Entgegen der im deutschen Sprachraum noch immer anzutreffenden Ansicht ist dieses Paradigma einer historischen Darstellung keineswegs unangemessen. Bei der Lektüre von Dereks sehr anschaulich geschriebenem Buch entsteht vielmehr der Eindruck, daß für die Geschichte moderner Industriegesellschaften nur wenige Paradigmen verfügbar sind, die ähnlich dem Sport nahezu alle sozialen Schichten und Gruppen sowie eine Vielzahl sozialer Konflikte berühren. Die soziale Emanzipation der Arbeiterschaft und der Frauen, um nur zwei soziale Dauerkonflikte der letzten 150 Jahre zu nennen, läßt sich anhand des Sports vielleicht sogar subtiler erklären als anhand der Parlaments- oder Verfassungsgeschichte eines Landes.

Birley beginnt seine Darstellung mit dem Sport der Aristokratie, der in den Jahren unmittelbar vor dem Ersten Weltkrieg einen letzten Höhepunkt erlebte. Schießen, Reiten und Hochseesegeln gehörten zu den Lieblingsbeschäftigungen der »leisure class«, deren Angehörige zwar nur 2,5 Prozent der Bevölkerung ausmachten, jedoch über 65 Prozent des Volkseinkommens verfügten. Die Exklusivität der aristokratischen Sportarten wurde gewahrt durch den dazu notwendigen finanziellen Aufwand. 4 000 Fasane an einem Tag zu erlegen, wie es unter Mithilfe eines Schießpartners Georg V. gelang, setzte ebenso einige Finanzkraft voraus wie die Durchführung von Fuchsjagden und das Halten großer Hochseejachten. Im Gegensatz zu Sportarten anderer sozialer Schichten waren Frauen beim Sport der oberen Zehntausend als »ornamentales Beiwerk« meist willkommen. Als Angehörige der Crew ihres Mannes wurde eine Frau 1908 sogar Olympiasiegerin im Segeln.

Längst hatte in Großbritannien jedoch auch die Zeit des Profisports begonnen, wobei ein deutlicher Vorsprung zum kontinentalen Europa zu konstatieren ist. Fußball und Boxen standen in der Popularität an erster Stelle. In anderen Sportarten, wie Rugby oder Golf, wurde indessen das Amateurideal erbittert gegen die drohende Professionalisierung verteidigt. Schlimmster Gegner dieser den Traum des britischen Arkadiens träumenden Amateurverfechter waren jedoch nicht die aus den heimischen Arbeiterschichten kommenden Berufssportler, sondern die Amerikaner. Deren Sporterziehung galt schon lange als vulgäre Kopie des britischen Vorbilds. Während man in »Oxbridge« weiterhin das Ideal des Gentleman-Amateurs anstrebte, scheuten sich amerikanische Sportler in der Zwischenkriegszeit nicht, ihre olympische Goldmedaille als Eintrittskarte nach Hollywood zu gebrauchen. Der erste Tarzan der Filmgeschichte war solch ein Olympiasieger. Der Herausforderung der amerikanischen Kommerzialisierung des Sports durch